

Steffen Schulze  
Pepe S. Fuchs – Panzerjäger

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-89969-221-1**

Copyright © 2018 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

Umschlagbild: Copyright Bundeswehr / Jana Neumann;

© Martin Spurny - Fotolia.com

[www.principal.de](http://www.principal.de)

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

**Steffen Schulze**

**Pepe S. Fuchs  
Panzerjäger**



**PRINCIPAL VERLAG**

Der Autor STEFFEN SCHULZE wurde 1975 in Finsterwalde/Niederlausitz geboren und arbeitet in einem weltweit agierenden Unternehmen.

Ehrenamtlich engagiert er sich für die Deutsche Lebensrettungs-Gesellschaft (DLRG). Er ist mit der besten Ehefrau von allen verheiratet und lebt in der Wartburgstadt Eisenach. Neben dem Rettungsschwimmen ist das Schreiben seine große Leidenschaft.

Vielen Dank an die beste Ehefrau von allen  
und an das Team des Principal Verlags



# 1

Vor zwei Wochen

»Sag ja nicht, du hättest nie daran gedacht. Das kannst du mir nicht erzählen, mir nicht. Wenigstens ein kleines bisschen. Da muss man sich nicht schämen, das ist rein menschlich.«

»Mensch, Achim, starr mich nicht so an. Ich muss mich auf die Straße konzentrieren. Ist verdammt dunkel heute.«

Es war kurz vor Mitternacht. Die mondlose Finsternis lag wie eine schwere Decke über dem Jonastal und war fast körperlich zu spüren. Waltraud beugte sich weit über das Lenkrad, als ob sie so besser oder weiter sehen könnte. Aktuell ahnte sie eher, was direkt vor ihr lag. Das Licht des Transporters war wirklich mehr als bescheiden. Und zu allem Überfluss redete ihr bekloppter Beifahrer ständig auf sie ein und glotzte sie mit weit aufgerissenen Augen von der Seite an. Dabei konnte sie den Blick doch nicht von der Straße nehmen. Trotzdem schaute sie immer wieder kurz zu Achim hinüber und genauso schnell zurück. Nur mit ganz kleinen Augenbewegungen. Wie bei der Micky-Mouse-Armbanduhr, die sie als Kind mal besessen hatte und bei der die Mauseugen sich im Sekundentakt bewegt hatten.

»Wir wären auch nicht die Ersten, weißt du? Das haben schon ganz andere probiert. Die Erfolgchancen sind nun einmal viel höher, so von innen heraus. Noch besser natürlich, wenn die Besatzung zusammenarbeitet. Muss aber nicht. Einer zum Beispiel, der kam aus dieser Gegend. Mann, der hat abgesehen. Ich kriege die Summe gar nicht mehr zusammen. Aber es waren Millionen. Wenn ich mich recht erinnere, musste er sogar Geld zurücklassen, weil es zu schwer für das Fluchtauto war. Zu schwer, stell dir das mal vor!«

Achim hatte sich jetzt so weit zu ihr herübergelehnt, dass Waltraud feine Spucketröpfchen auf ihrer Wange spürte. Angewidert wischte sie sie weg.

»Achim, wenn du nicht gleich Ruhe gibst, lasse ich dich aussteigen.«

»So hat der Kerl das auch gemacht. Hat seinen Partner aussteigen lassen und ist davongefahren. Einfach so. Ohne Gewalt. Niemand verletzt. Keine Waffen. Nischt. Außer mehr Geld, als er tragen konnte. Im wahrsten Sinne des Wortes. Überleg dir das mal. Mehr Geld, als er tragen konnte! Mann!

Nur geschnappt haben sie ihn am Ende doch. Aber nur wegen eigener Dummheit. Oder schlechtem Karma, egal, wie du das nennen willst. Er ist krank geworden in seinem Versteck. In Prag, wenn ich nicht ganz falsch liege. Tja und dann ist er zur Behandlung nach Deutschland zurück und bums.«

Achim schlug seine Hände klatschend zusammen und Waltraud verriss vor Schreck das Lenkrad. Die Reifen quietschten und der Transporter schaukelte sich bedrohlich auf. Zum Glück waren sie allein auf der Straße. Nur mit Mühe bekam Waltraud den Wagen unter Kontrolle.

»Achim, lass den Scheiß!«, japste sie, als sie das Auto endlich wieder auf der richtigen Straßenseite in der Spur hatte. »Verdammt noch eins!«

Waltrauds Herz schlug bis zum Hals. Der Kerl hatte echt nicht alle Latten am Zaun.

»'tschuldigung. Wo war ich? Ach ja, bums!«, fuhr Achim fort. Dieses Mal blieben seine Hände ruhig. »Bei einer Personenkontrolle im Zug haben sie ihn erwischt. Dumm gelauten. Wir würden uns natürlich geschickter anstellen.«

In manchen muslimischen Ländern stand es unter Strafe, wenn man länger als fünfzehn Minuten am Stück redete. Waltraud wünschte sich in diesem Augenblick sehnlichst dahin. Ihr Herzschlag beruhigte sich nur langsam. Immer wieder wischte sie abwechselnd ihre schweißnassen Hände an der Uniformjacke ab.

Sie hatten soeben Hohenkirchen passiert und fuhren weiter auf der B247 in Richtung Gotha. Die Bundesstraße führte leicht bergan. Waltraud musste einen Gang runterschalten.



Die Karre zog heute gar nicht, war viel schwerer als sonst. Was sie wohl geladen hatten? Achim machte sie ganz kirre mit seinem Gequatsche. Jetzt fing sie auch schon an, den verrückten Gedankengängen ihres Partners zu folgen. Sie schüttelte kurz den Kopf, kniff die Augen mehrfach zu und gab Gas.

Rechter Hand breitete sich ein riesiger Truppenübungsplatz der Bundeswehr aus, dunkel und drohend. Waltraud hatte plötzlich das Gefühl, dass dort etwas auf sie lauerte. In letzter Zeit quälten sie häufig Albträume, aus denen sie schweißgebadet aufschreckte. Der fehlende Schlaf trug nicht unbedingt zu ihrem Wohlbefinden bei. Und zu allem Überfluss der ohne Punkt und Komma quasselnde Achim. Womit hatte sie das nur verdient?

Seit fast einer halben Stunde war ihnen kein Auto mehr entgegengekommen. Ringsum nur schwarze Finsternis. Waltraud bekam eine Gänsehaut. Selbst die feinen Härchen in ihrem Nacken richteten sich auf. Ihre Hände verkrampften sich um das Lenkrad.

»Oder die zwei, die Gold vom Flughafen abholen sollten und auf eine Lagerhallenkopie reingefallen sind. Das nenne ich mal clever. Die Diebe haben den Transporter ausgeraubt, bevor er überhaupt beladen war, verstehste? Haben einfach falsche Goldbarren aufladen lassen und sind dann mit den echten abgezogen. Auch völlig gewaltfrei. Wenn nicht irgend so ein Idiot in der Bundesbank mit seinem Gabelstapler die Sprinkleranlage gerammt hätte, wäre das nie aufgefallen. Da ist nämlich die Farbe von den falschen Barren runtergelaufen. Na die Gesichter hätte ich mal sehen wollen. Das wäre wirklich ein Jahrhundertding gewesen. Ein Raub, von dem keiner mitbekommen hätte, dass es einer war. Und dabei ist das ganze Zeug ja eh versichert, nicht wahr?«

Immer wieder blitzten kleine, helle Punkte am Straßenrand im funzigen Scheinwerferlicht des Transporters auf. Hasen. Oder Füchse. Oder Waschbären.

Bleibt nur, wo ihr seid, dachte Waltraud. Jetzt noch einen Wildunfall und ich bin vollständig bedient.

Plötzlich drehte sich Achim ruckartig um und schaute durch die kleine Scheibe in den Laderaum.

»Was?«, rief Waltraud erschrocken und stieg auf die Bremse.

Erneut quietschten die Reifen protestierend. Der Kastenwagen kam schlingern zum Stehen.

»Was wir wohl geladen haben?«, fragte Achim und drehte sich zu ihr um. »Ist verdammt schwer der Kram, oder?«

»Du bist ein Spinner! Mann, ich hätte fast einen Herzinfarkt gekriegt«, entgegnete Waltraud und boxte Achim auf den Oberarm.

Dabei hatte sie das mit dem Herzanfall ernst gemeint. Ihr Hausarzt hatte ihr geraten, es ruhiger angehen zu lassen und unnötige Aufregungen zu vermeiden. Sie klopfte schließlich an die sechzig. Na und? Sechzig war das neue vierzig. Fast jedenfalls. Waltraud rieb sich über ihre bebende Brust und legte den ersten Gang ein. Vielleicht sollte sie auf den Doktor hören oder sich einen anderen Beifahrer zuteilen lassen.

»Vermutlich viel Hartgeld«, fuhr Achim unbeeindruckt fort. »Münzen sind schwer. Aber dafür ist es auch ganz schön viel Volumen. Hast du gesehen, wir sind bis unter die Decke voll. Mensch, wenn das alles Scheine sind. Wollen wir mal nachsehen, nur so zum Spaß?«

Was war denn heute los mit dem? Wahrscheinlich hatte seine Alte ihm mal wieder Feuer gemacht. Die war anscheinend ziemlich hinterm Geld her. Dabei konnte das, was sie hier verdienten, einem schon das Wasser in die Augen treiben. Aber das hinderte Frau Achim nicht, die Kohle mit vollen Händen auszugeben. Wie hieß die denn nur gleich? Irgendetwas Auswärtiges. Aus Polen, oder? Das Problem mit Achim war, dass er so viel redete, sodass Waltraud oft auf Durchzug schaltete. Seine Worte flogen nur so durch ihren Kopf hindurch und blieben nirgendwo hängen. Das war manchmal sehr hilfreich. Eine Art Hintergrundrauschen. So wie das Ticken eines Weckers neben dem Bett, das erst nervt und irgendwann gar nicht mehr wahrgenommen wird.

»Ich verstehe nicht, dass dich das so kalt lässt«, fuhr Achim

ungerührt fort. »Was könnten wir uns für ein schönes Leben gönnen.«

Jetzt schaute Waltraud doch zu ihm rüber.

»Na ja, nicht gemeinsam. Jeder für sich«, sagte Achim schnell.

So ein Spinner. Aber wenn sechzig das neue vierzig war, dann waren sie tatsächlich gleich alt. Achim könnte eigentlich ihr Sohn sein. Gut, dass er es nicht war. Einer mit solch einem beschissenen Job in der Familie reichte.

Sie hatten die Kuppe des kleinen Hügels fast erreicht. Dahinter fiel die Bundesstraße wieder in Richtung Schwabhausen ab. Und es wurde auch etwas heller. Am Horizont war die Autobahn A4 zu sehen. Wie beleuchtete Perlen auf einer Schnur reihten sich dort Fahrzeuge aneinander, selbst zu dieser späten Stunde.

»Stopp!«, brüllte Achim plötzlich und erneut trat Waltraud das Bremspedal bis zum Bodenblech durch.

Sie wurden in die Gurte gedrückt und prallten wieder zurück in die Sitze.

»Was zum Teufel ...«, begann Waltraud bis sie von einem grellen, gleißenden Licht schmerzhaft geblendet wurde. Sie kniff die Augen zusammen, ohne dass es ihr Linderung verschaffte. Erst, als sie schützend ihren Arm vors Gesicht hielt, wurde es besser.

»Bitte steigen Sie mit erhobenen Händen aus dem Fahrzeug und lassen Sie die Türen offen!«, schallte eine ohrenbetäubende, blecherne Stimme zu ihnen herüber.

»Das gibt es doch nicht, ein Überfall! So ein Mist, verdammter, da kommen die uns tatsächlich zuvor. Ich funke die Zentrale an. Leg den Rückwärtsgang ein und dann nichts wie weg.«

Achim nestelte das Funkgerät aus der Halterung und schrie mit sich überschlagener Stimme hinein: »Wir werden überfallen! Zentrale, könnt ihr mich hören? Wir werden überfallen!«

»Hier Zentrale. Bitte wahren Sie Funkdisziplin. Wer spricht? Kommen!«

»Hier Wagen fünfzehn. Verdammte Scheiße, wir werden überfallen! Kommen!«

»Wo sind Sie, Wagen fünfzehn? Kommen!«

»Wo wir sind? Die haben uns doch auf GPS, sagen sie jedenfalls immer. Die müssten genau sehen, wo wir sind. Scheiße verdammte! Waltraud, wo sind wir?«

»Schwabhausen. Kurz vor Schwabhausen«, schluchzte Waltraud.

Sie hielt weiterhin den Arm vorm Gesicht und konnte sich nicht bewegen. Ihre Muskeln gehorchten nicht. Sie verharrte in einer Art Schockstarre. Ihr Herz klopfte so schnell, dass sie Angst hatte, es würde sich überschlagen. Wurde ihr linker Arm schon taub?

»Den Rückwärtsgang, Waltraud! Den Rückwärtsgang!«

»Ich kann nicht!«, brüllte Waltraud zurück. »Ich kann nicht!«

»Ich wiederhole. Bitte steigen Sie mit erhobenen Händen aus dem Fahrzeug und lassen Sie die Türen offen!«, dröhnte erneut die Lautsprecherdurchsage. Die Worte ließen die Fahrerkabine erzittern.

»Hier Zentrale. Wagen fünfzehn, wo sind Sie? Kommen!«

»Vor Schwabhausen. Kurz vor Schwabhausen«, antwortete Achim hektisch. Seine Finger krampften sich um das Funkgerät.

»Hier Zentrale. Wer überfällt Sie, Wagen fünfzehn? Kommen!«

»Ja wer? Wer? So eine Scheiße, verdammte. Waltraud, was ist denn los mit dir?«

»Die letzte Warnung. Wenn Sie nicht umgehend aussteigen, machen wir von der Kanone Gebrauch.«

»Kanone?« Waltraud stutzte und nahm langsam ihren Arm vom Gesicht.

Im selben Moment schwenkte der grelle Scheinwerfer etwas zur Seite und gab den Blick auf einen mächtigen Kampfpanzer frei. Wie ein zum Angriff bereites Raubtier lauerte er vor ihnen. Wuchtig, drohend, tödlich.

»Das gibt es doch nicht!«, entfuhr es Achim.

»Hier Wagen fünfzehn. Zentrale, wir werden von einem Panzer überfallen. Kommen!«

»Hier Zentrale. Bitte wiederholen Sie, Wagen fünfzehn. Kommen!«

»Ein Panzer! Ein riesiger, schwer bewaffneter, gottverdammter Panzer!«, schrie Achim in das Funkgerät.

»Er dreht die Kanone auf uns zu«, sagte Waltraud leise und folgte der Bewegung des Panzerturms wie hypnotisiert. Sie presste sich immer tiefer in ihren Sitz, machte sich so klein wie möglich.

»Unsere Kanone ist mit einem Hohlladungsmehrzweckgeschoss bestückt. Wenn Sie nicht sofort das Fahrzeug verlassen, werden wir feuern. Die Granate wird mühelos die leichte Panzerung Ihres Transporters durchschlagen. Danach wird es im Fahrzeuginneren zu einer Detonation kommen. Entweder wird die Druckwelle Sie zermalmen oder Sie werden von den sich entzündenden Explosionsgasen bei lebendigem Leib verbrannt.«

»Das machen die nicht. Dann ist das Geld auch futsch. Das machen die nicht.«

Waltraud war sich da nicht so sicher. Sie löste ihren Sicherheitsgurt. Keine Aufregung, hatte der Arzt geraten.

»Was machst du da?«, fragte Achim und versuchte Waltrauds Arm zu packen.

»Ich mache, was die verlangen. Oder willst du pulverisiert werden?«

»Bleib hier. Die schießen nicht.«

»Und wenn doch?«

»Dann, dann ... Zentrale, hier Wagen fünfzehn. Wir verlassen das Fahrzeug.«

»Hier Zentrale. Negativ, Wagen fünfzehn. Negativ. Bleiben Sie im Transporter. Die Polizei ist unterwegs. Kommen!«

»Wie lange?«

»Hier Zentrale. Zwanzig Minuten, Wagen fünfzehn. Maximal zwanzig Minuten. Kommen!«

»Ihr könnt mich mal«, zischte Achim und schnallte sich ebenfalls ab.

»Das Zeug ist versichert, richtig?«, sagte er zu Waltraud und öffnete die Tür.

»Richtig«, antwortete sie und stieg aus.

Auf der Straße riss sie sofort beide Hände nach oben. Erstaunlich, wie gelenkig sie auf einmal war. Das sollte ihr Hausarzt mal sehen.

»Treten Sie mit erhobenen Händen vor das Fahrzeug.«

Waltraud gehorchte mit kleinen Trippelschritten. Obwohl es Mitte März noch unangenehm kalt war, schwitzte sie. Kleine Tropfen rannen ihre Achseln hinunter. Wo blieb denn nur Achim? Sie waren doch zeitgleich ausgestiegen. »Treten Sie vor das Fahrzeug«, hatte der Panzerfahrer angeordnet. Waltraud versuchte, an ihrem ausgestreckten Arm vorbei nach Achim zu sehen. Schon kribbelten ihre Fingerspitzen, wurden langsam taub.

»Achim!«, rief sie ängstlich. Hatte er sich aus dem Staub gemacht und ließ sie hier allein? Wehe! Tränen schossen in Waltrauds Augen. Sie blinzelte und wischte sie sich abwechselnd an den ausgestreckten Oberarmen ab. Endlich trat Achim dicht neben sie und Waltraud war plötzlich froh, dass sie keinen anderen Beifahrer hatte. Sie war einen Kopf kleiner und lehnte sich fast an seine Schulter.

»Was hast du denn noch gemacht?«, fragte sie mit zitternder Stimme.

»Fotos.«

»Fotos?«

»Fotos. Mit dem Handy. Hab sie gleich per WhatsApp verschickt.«

»Oh Mann.«

»Ausziehen!«, dröhnte es aus dem Lautsprecher.

»Was?«

»Ausziehen und die Sachen in den Wagen legen. Auch Ihre Handys.«

Waltraud klappte der Unterkiefer herunter.

»Die spinnen wohl. Ich zieh mich doch hier nicht aus. Da lasse ich mich lieber erschießen«, protestierte Achim.

Über den Lautsprecher war zu hören, wie ein schweres Maschinengewehr durchgeladen wurde. Waltraud fing langsam an, ihre Uniformjacke aufzuknöpfen. Dicke Tränen kulterten ungebremst über ihre Wangen.

»Die Schweine! Das wird denen noch leidtun. Wenn ich die in die Finger kriege. Dann, dann ...«

»Ausziehen, beide!«, wurde die Lautsprecherdurchsage wiederholt und klang trotz der elektronischen Verstärkung drohend und eisig.

Waltraud war inzwischen nackt. Sie hatte ihre Sachen wie befohlen auf dem Fahrersitz abgelegt. Jetzt stand sie zitternd neben der Tür und versuchte sich so gut wie möglich mit den Händen zu bedecken. Sie fror bereits nach der kurzen Zeit erbärmlich. Über die weite, kahle Ebene piff ein eisiger Wind, der bis zu ihren Knochen drang. Sie fing an zu zittern, ihre Zähne schlugen unkontrolliert aufeinander.

»Verlassen Sie die Straße nach links und rechts. Stellen Sie sich in den Straßengraben.«

Waltraud war mittlerweile alles egal. Sie wollte nur, dass es endlich vorbei war. Mit kleinen Schritten lief sie über den Asphalt. Spitze Steine zerstachen sofort ihre nackten Fußsohlen. Von der anderen Seite hörte sie Achim fluchen und schimpfen.

»Und nun hinhocken.«

Waltraud gehorchte umgehend. In der Hocke war sie sogar etwas vor dem Wind geschützt und konnte sich selbst wärmen. Sie schlang ihre Arme um die Knie und würde nie wieder aufstehen. Dann wurde es schlagartig dunkel. Sämtliche Scheinwerfer erloschen. Waltraud schluchzte auf und kniff die Augen zu. Jemand lief an ihr vorbei. Sie spürte es nur, sah nicht auf, hörte die Türen ihres Transporters zuschlagen. Der Motor wurde angelassen. Im selben Augenblick fing die Erde um sie herum an zu beben. Die Ketten des Panzers mahnten knirschend über den Asphalt. Röhrend walzte die schwere Maschine von der Straße herunter, setzte rasselnd über den Straßengraben und verschwand im riesigen Gelände des Truppenübungsplatzes. Waltraud blieb hocken. Der Transporter, ihr Transporter setzte zurück und es wurde still.

»Waltraud! Waltraud, bist du da?«, rief Achim nach einer

Weile zu ihr hinüber. Auch er schien noch im Straßengraben zu hocken. Wo sollte sie denn hin sein? Nackt mit den Gangstern mitgefahren, oder was?

»Waltraud?«

»Ja!«, brüllte sie zurück.

»Sind sie weg?«

Dämliche Frage.

»Denke schon.«

»Ich komme zu dir.«

»Untersteh dich. Bleib wo du bist.«

»Aber ...«

»Nichts aber. Wenn du nur einen Schritt näher kommst, dann, dann, ich schwöre dir, dann ...«

»Ist gut, ist gut. Die Polizei müsste gleich hier sein. Ich glaube, ich sehe dahinten Blaulicht, aus der Gothaer Ecke.«

»Hm.«

»Was für ein Ding, was? Ein Panzer. Ein gottverdammter Panzer. Ich glaube es nicht.«

»Hm.«

Der Streifenwagen kam zehn Minuten später an. Achim sprang auf die Straße und winkte einhändig. Mit der anderen hielt er seine Männlichkeit bedeckt. Auch für die beiden altgedienten Beamten ein nicht alltäglicher Anblick. Waltraud stand erst aus ihrer Hocke auf, als ihr ein Polizist eine Decke übergelegt hatte. Immer noch am ganzen Körper zitternd ließ sie sich zum Streifenwagen begleiten und setzte sich bei voll aufgedrehter Heizung auf die Rücksitzbank, während Achim lang und breit den Tathergang schilderte. Ja, Waltraud würde auf ihren Hausarzt hören und kürzer treten.

Dann fing es an, sintflutartig zu regnen.



Der Wind pfiﬀ erbärmlich über die Hochebene, drang mühelos durch den fadenscheinigen Stoff von Ajmals schäbigen Sachen. Nackt wäre es wohl auch nicht viel kälter gewesen. Sein Unterkiefer zitterte unkontrolliert, als hätte er ein Eigenleben entwickelt. Aber das würde vergehen.

»Arbeit ist die wärmste Jacke«, pflegte Mustafa zu sagen.

Ajmal fasste den groben Stiel der Hacke fester und stampfte mit den Füßen. Nur nicht aufsehen, nicht das schier endlose Feld überblicken und so den letzten Rest Motivation verlieren. Einfach machen. Das ausgefranzte Eisenblatt der Hacke in den betonartigen Boden rammen und dabei ja kein Pflänzchen verletzen, vor allem, da die Ernte kurz bevorstand.

Ein starker Brandgeruch zog durch das Tal. Mustafas Frau hatte den großen Ofen angeheizt. Es qualmte dermaßen stark, dass sogar die sonst so aufdringlichen Stieglitze, die in viel zu engen Käfigen ein klägliches lautstarkes Dasein fristeten, plötzlich verstummt waren.

Obwohl es früh am Morgen war, hatte Ajmal schon jetzt Rückenschmerzen. Sie gingen nicht weg. Sie begleiteten ihn, so lange er denken konnte. Dabei war er gerade erst vierzehn Jahre alt geworden. So wie seine Zwillingsschwester Friba. Er hatte sie heute schlafen lassen. Sie lag wohl noch immer zusammengekauert auf dem kalten und harten Lehm Boden der eingefallenen Hütte, die ihnen als Unterschlupf diente. Seit fast zwei Wochen plagte sie ein schlimmer Husten. Ajmal zog es jedes Mal das Herz zusammen, wenn sich seine Schwester vor Schmerzen schüttelte. Er bekam panische Angst und fürchtete, sie würde ersticken, wenn sie nicht zu husten aufhören konnte.

Ihre Hütte bot so gut wie keinen Schutz gegen das kalte Wetter. Kaputte Fenster, keine Tür, allenfalls die Hälfte des Daches vorhanden und die Wände von Gewehrsalven durchlöchert. Aber sie hatten den Verschlag für sich allein. Mustafa, der Bauer, für den sie arbeiten durften, hatte ihnen die

Behausung mit einem Kopfnicken zugewiesen. Natürlich behielt er einen Teil ihres Lohns als Miete ein. Trotzdem hatte Ajmal schon eine beträchtliche Summe zur Seite gelegt. Fast eintausend Afghani, etwas mehr als dreizehn Euro. Er hatte das Geld in einen Lumpen gewickelt und hinter der Hütte vergraben. Es war ein Anfang. Er, Ajmal Bakhshi, würde dafür sorgen, dass sie es einmal besser hatten. Besser als ihre Eltern, an die er fast keine Erinnerung mehr hatte. Sie waren tot. Jedenfalls redete Ajmal sich das und seiner Schwester ein. Denn tot war besser, als in Gefangenschaft der Taliban, oder der Regierung, oder der Amerikaner vor sich hin zu vegetieren.

Beide Bakhshis hatten sich politisch engagiert, sich gegen das Regime und die unsäglichen Lebensumstände der armen afghanischen Bevölkerung aufgelehnt. Erst jetzt, fast zehn Jahre nach dem Verschwinden der Eltern, verstand Ajmal so langsam, wogegen sie gekämpft hatten. Sie hatten die Korruption, die Kriminalität und die sklavenähnlichen Bedingungen angeprangert, unter denen abertausende Afghanis, unter ihnen viele Kinder, arbeiten mussten. Immer wieder hatten sie ausländische Reporter nach Afghanistan geholt und so die Weltöffentlichkeit auf die Missstände aufmerksam gemacht. Gerade das Thema Kinderarbeit hatte ihnen am Herzen gelegen und nicht nur, weil sie selbst Eltern eines Zwillingspaares waren. Viel Zeit für ihre eigenen Kinder hatten sie dabei nicht übrig gehabt. Trotzdem erinnerte sich Ajmal an glückliche gemeinsame Stunden. Friba hatte in ihren sehr jungen Jahren sogar die englische Sprache von ihrer Mutter gelernt. Und nun waren sie allein auf sich gestellt. Dabei hatten Ajmal und Friba es mit Mustafa noch ganz gut getroffen. Sie erhielten wenigstens etwas Lohn für die harte, körperliche Arbeit. Das war beileibe nicht selbstverständlich.

Trotzdem war Ajmal froh, wenn er dem Bauern aus dem Weg gehen konnte. Der warf Friba in letzter Zeit unverhohlen anzügliche Blicke zu. Zuerst bekam Ajmal nichts davon mit. Doch mittlerweile wurde Mustafa zunehmend aufdring-

licher. Er schien regelrecht darauf zu lauern, wenn sich Friba hinter der Hütte mit kaltem Wasser wusch. Vielleicht war es keine gute Idee von ihm gewesen, sie heute Morgen alleine zurückzulassen.

Ajmal hieb die Hacke in den Boden und ließ sie stecken. Mühsam richtete er sich auf, stemmte seine Hände in die Hüften und streckte den Rücken durch. Plötzlich hielt er mitten in der Bewegung inne und sein Herz schlug unvermittelt schneller. Ajmal schirmte die Augen mit der Hand ab und schaute zurück zu ihrer Hütte. Bewegte sich dort etwas? War Friba aufgestanden? Die Häuser standen fast fünf Kilometer entfernt. Keine Chance, Einzelheiten auf die Entfernung zu erkennen. Nur die dunkle Rauchfahne, die der Ofen der Bäuerin ausspie, zeigte an, dass dort hinten Menschen hausten.

Wenn er jetzt zurücklief, um nach seiner Schwester zu sehen, würde er viel Zeit verlieren. Das würde Mustafa nicht gefallen. Ajmals Hände verkrampften sich unbewusst. Auf einmal wurde Motorenlärm von den hohen, kahlen Felsenwänden zurückgeworfen, die das schmale Tal fast zwischen sich zu zerquetschen drohten. Ajmals Kopf schnellte herum. Automatisch ging er in die Hocke. In Deckung. Ein Angriff? Ein einzelnes Fahrzeug überwand majestätisch und ohne sichtbare Mühe die felsige Anhöhe am Ende des Tales. Ein großer Geländewagen. Kein Pick-up mit aufmontiertem Maschinengewehr auf der Ladefläche, sondern eine glänzende Luxuskarosse. Ein Mercedes G-Modell. Schwarz, mit getönten Scheiben. Sofort sprang Ajmal auf und rannte los. Er musste unbedingt vor dem Wagen bei Friba sein.

Die Einkäufer waren in diesem Jahr früh dran. Die Ernte hatte noch nicht begonnen. Wahrscheinlich hofften sie, so den Preis drücken zu können. Das Geld wurde langsam knapp und die Chancen, dass Mustafa eine geringere Summe als üblich akzeptieren würde, standen somit nicht schlecht.

Ajmal kannte den Mercedes, beziehungsweise seinen Besitzer genau. War es bei Mustafa bisher bei anzüglichen Blicken und einer Zunge, die gierig aus seinem Mund hing, ge-

blieben, so hatte Rahimi Friba angefasst. Wie unabsichtlich an der Hand, am Arm, am Po.

Ajmal flog regelrecht über die Ackerfläche. Seine Füße berührten kaum den Boden, so schnell bewegte er sie. In großen Sprüngen setzte er über die Pflanzenreihen hinweg und ließ dabei den Mercedes nicht aus den Augen. Gerade hielt der Geländewagen in einer Staubwolke vor Mustafas Hütte. Der Bauer und seine Frau standen vor der Eingangstür, als wäre der Kalif persönlich eingetroffen. Selbst auf diese Entfernung konnte Ajmal erkennen, wie die beiden demütig ihre Köpfe senkten. Die Türen des Mercedes flogen auf. Zuerst sprangen Rahimis vier Leibwächter heraus und sicherten mit Kalaschnikows lässig in der Armbeuge die Umgebung. Die Lässigkeit verschwand, als sie Ajmal auf sich zurennen sahen. Einer riss die AK47 hoch und feuerte eine Salve in seine Richtung. Sofort warf sich Ajmal zu Boden, überschlug sich, riss sich die Hände auf und holte sich eine tiefe, blutende Schramme über dem linken Auge. Nach dem dritten Überschlag blieb er schwer atmend liegen und hörte den Bauern lachen. Mit kurzer Verzögerung stimmten die Leibwächter ein und Ajmal rappelte sich langsam wieder auf. Mit zitternden Gliedern fixierte er die Gruppe. Sie lachten immer noch. Der Schütze wechselte das Magazin.

Rahimi hob sich deutlich ab. Er überragte seine Begleiter fast um einen ganzen Kopf. Außerdem trug er im Vergleich zu seinen uniformierten Leibwächtern einen teuren Anzug, braune Lederschuhe und eine modische Sonnenbrille. Haar und Bart glänzten vor Pomade. Trotz der Brille spürte Ajmal den bohrenden Blick des Händlers fast körperlich. Als würden ihn eiskalte Nadelstiche treffen. Dann hob Rahimi lässig die Hand und führte die Gruppe wie selbstverständlich in Mustafas Haus.

Ajmal atmete tief durch und klopfte sich den Staub aus den Sachen. Seine aufgerissenen Hände hinterließen blutige Flecken auf der Jacke. Das würde Friba nicht gefallen. Friba! Wie elektrisiert rannte Ajmal erneut los. Er musste seine Schwester in Sicherheit bringen. In Sicherheit vor dem gelackten Rahimi und dessen schmutzigen Fingern.

Ihre Hütte war leer. Ajmal hielt sich keuchend am Türrahmen fest und blinzelte mehrfach, um ganz sicher zu gehen, dass ihm seine Sinne keinen Streich spielten. Nein, Friba war nicht da. Hatte Mustafa sie bereits als Gastgeschenk abgeholt? Wieder sprintete Ajmal los. Er rannte zur Hütte des Bauern hinüber. Bei Nähe betrachtet machte sie keinen deutlich besseren Eindruck als Ajmals und Fribas Behausung. Wenigstens hatte diese Fenster und Türen. Ein Fenster war nur angelehnt. Ajmal kroch ganz dicht heran und lugte hindurch.

Mustafa hatte Rahimi den guten Platz überlassen und kauerte zu seinen Füßen. Die Bäuerin werkelte im Hintergrund in der ärmlichen Küche, umringt von den Leibwächtern die lautstark Zubereitungshinweise gaben. Friba war nirgends zu sehen. Erleichtert ließ sich Ajmal zurücksinken und hörte den Verhandlungen der Männer zu. Rahimi schmierte dem Bauern Honig ums Maul, und zwar in großen Dosen. Wie gut seine Ware stets gewesen war, wie gepflegt die Felder, wie sauber und sortenrein er lieferte. Und Mustafa schlug sich auf die Brust und beschrieb dem Händler lang und breit, was für ein mühsames Tagwerk das Bauerndasein doch war.

Ajmal musste sich die Hand auf den Mund pressen, um nicht laut loszulachen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er Mustafa zuletzt selbst auf dem Feld hatte stehen sehen. Der Bauer saß den ganzen lieben langen Tag im Schatten seiner bescheidenen Hütte und rauchte eine langstielige Pfeife nach der nächsten. Allerdings ließ ihn Allah zur Strafe für seine Faulheit fetter und fetter werden.

Langsam änderte sich der Tonfall im Inneren der Hütte. Die Preisverhandlungen begannen. Obwohl Ajmal den Bauern nicht sehen konnte, hatte er Mustafas gierigen Gesichtsausdruck bildhaft vor Augen. Und als das Geräusch eines dicken Bündels Geldscheine, das auf dem Hüttenboden aufschlug, nach draußen drang, wusste Ajmal, dass der schlaue Rahimi gewonnen hatte.

Höchste Zeit, um Friba zu finden! Hatte sie den Gelände-

wagen kommen hören und sich buchstäblich aus dem Staub gemacht? Ihre Hütte war immer noch leer. Ganz wie damals, als Ajmal und Friba vom Spielen nach Hause gekommen waren und niemand auf sie gewartet hatte. Das war vorher nie vorgekommen. Selbst wenn ihre Eltern durch das Land reisten, um Journalisten zu den vielen Brennpunkten zu führen, war jedes Mal eine Tante oder ein Onkel bei ihnen geblieben. Nicht so am Tag der Verhaftung. Ajmal hatte gerufen, geschrien, gebrüllt! Aber niemand hatte sie gehört, oder hören wollen.

Nach zwei Tagen hatte Ajmal seine still vor sich hin weinende Schwester an die Hand genommen und sie waren losgelaufen. Die Nachbarn hatten ihre Türen vor ihnen verschlossen, ihre panischen Rufe ignoriert. Sogar die sonst so hilfsbereiten Tanten und Onkel hatten sie nicht aufgenommen. Wenn Ajmal älter gewesen wäre, hätte er die Angst in ihren Augen sehen können. Die Angst um das eigene Leben und das ihrer Kinder. Also waren sie weitergelaufen. Immer die Straße entlang, ohne festes Ziel. Hier und da hatten sie etwas zu essen bekommen, ein wenig Wasser. Doch niemand gab ihnen ein Zuhause. Hungrige Mäuler gab es überall genug. Für zwei weitere gab es keinen Platz. Schließlich waren sie bei Mustafa gelandet. Damals ein Glücksfall, eine göttliche Fügung des Schicksals. Sie hatten nun ein eigenes Heim und Ajmal sorgte von diesem Moment an als Herr des Hauses für seine kleine Familie. Nun hatte er kläglich versagt. Wo war Friba?

Der Motor des Geländewagens heulte auf. Und wieder rannte Ajmal los. Hatten sie seine Schwester mit an Bord? Mustafa war es durchaus zuzutrauen, dass er sie zusammen mit der Ernte verkauft hatte. Und Rahimi hätte ihm wahrscheinlich sogar einen guten Preis gemacht, so geifernd wie er Friba bei seinem letzten Besuch begafft hatte.

Der Mercedes wendete vorsichtig auf dem schmalen Feldweg, um ja keines der kostbaren Pflänzchen zu beschädigen. Der Fahrer setzte bereits zum zweiten Mal zurück, als Ajmal den Wagen endlich erreicht hatte. Mit einem großen

Satz sprang er auf die vordere Stoßstange und schlug mit beiden Händen kräftig auf die staubige Motorhaube. Sofort kam die G-Klasse mit blockierenden Rädern zum Stehen. Ajmal wurde nach hinten geschleudert, krachte auf den Rücken und schlug sich den Kopf an. Er ignorierte die Schmerzen und rappelte sich augenblicklich auf. Ajmal blieb mit bebender Brust vor der hohen Motorhaube stehen und blockierte die Weiterfahrt. Die Scheiben des Geländewagens waren ringsum getönt. Keine Chance zu erkennen, wer sich im Inneren aufhielt. Die Beifahrertür flog auf. Der Leibwächter, der auf Ajmal geschossen hatte, lehnte sich mit wütendem Gesicht heraus.

»Spinnst du?«, brüllte er. »Mach dich aus dem Weg oder wir zermalmen dich!«

»Ist meine Schwester im Wagen?«, entgegnete Ajmal unnatürlich ruhig und mit schneidender Stimme.

Tatsächlich kroch der Leibwächter zurück in den Wagen, wie um nachzusehen, und kam nur Sekunden später wieder zum Vorschein.

»Hier ist niemand«, blaffte er. »Und jetzt verschwinde!«

Um der Aufforderung mehr Nachdruck zu verleihen machte der Mercedes mit brüllendem Motor einen Satz nach vorn und stoppte nur Zentimeter von Ajmal entfernt. Der ließ sich davon nicht beeindrucken.

»Ich möchte das selbst sehen«, erwiderte er stattdessen.

Erneut verschwand der Leibwächter im Geländewagen, nur um Ajmal einen Wimpernschlag später ungeduldig zu sich zu winken. Ganz langsam näherte der sich der offenen Beifahrertür. Der Leibwächter beugte sich zur Seite, damit Ajmal besser sehen konnte. Der Fahrer schaute ihn wütend an. Sein Gasfuß ließ den Motor unruhig hochtounen. Auf der Rückbank saß Rahimi zwischen seinen beiden anderen Lakaien. Auf seiner Sonnenbrille spiegelte sich ein kleiner LCD-Bildschirm wider. Der Händler schaute anscheinend einen Trickfilm. Aber keine Spur von Friba.

»Der Kofferraum«, sagte Ajmal als Nächstes.

Der in der offenen Beifahrertür stehende Leibwächter

stöhnte auf und schaute fragend zu Rahimi. Der nickte nur kurz. Also stieg er aus und führte Ajmal um den Geländewagen herum und öffnete den Kofferraum. Leer.

»Danke«, entgegnete Ajmal knapp und winkte den Wagen weiter, als wäre er ein erfahrener Posten an einer wichtigen Landesgrenze.

Der Leibwächter schüttelte verächtlich den Kopf und stieg ein. Die Tür war noch nicht komplett ins Schloss gefallen, als der mächtige Mercedes mit durchdrehenden Reifen davonstob. Ajmal hielt sich seinen Oberarm vors Gesicht, um sich vor der Staubwolke zu schützen. Trotzdem musste er husten. Wo konnte Friba nur hin sein? Der Mercedes donnerte den holprigen Feldweg entlang und zog eine lange Dreckfahne hinter sich her. Selbst die Stieglitze fingen an zu protestieren, bis ein langer, spitzer, plötzlich erstickter Schrei sie erneut verstummen ließ.

»Friba!«

Der Aufschrei seiner Schwester fuhr durch Ajmal wie ein Stromstoß. Er war aus Mustafas Hütte gekommen. Jetzt gab es kein Halten mehr. Ajmal riss die Tür auf und rannte an der Bäuerin vorbei, die dampfendes Wasser aus dem großen Badezuber schüttete. Ajmal stieß sie beiseite, sodass sie schwer vornüber in den leeren Bottich stürzte. Im hinteren Teil der Hütte war ein kleiner Schlafbereich abgetrennt. Ajmal stürmte darauf zu, riss den Deckenvorhang herunter und blieb wie versteinert stehen. Der dicke Bauer stand mit dem Rücken zu ihm und mit heruntergelassener Hose vor Friba. Er hielt sie fest an ihrem Zopf gepackt und versuchte, ihren Kopf zu sich herunterzudrücken. Friba war nackt. Mit einer Hand hielt sie sich krampfhaft den Mund zu, während sie mit der anderen Mustafas Finger aus ihren Haaren zu lösen versuchte.

Endlich registrierte Ajmals Hirn, was er hier vor sich sah. Er packte den erstbesten Gegenstand und sprang auf den Rücken des Bauern. Ajmal schlang seinen linken Arm um Mustafas Kehle, während er mit der rechten Hand die langstielige, qualmende Pfeife bis zum Anschlag in das Ohr des



Bauern rammte. Friba kam frei und raffte zitternd den abgerissenen Vorhang zusammen, um sich zu bedecken. Mit riesengroßen Kulleraugen starrte sie auf den dicken Bauern, der sich ganz langsam um sich selbst drehte, während aus dem Pfeifenkopf direkt neben seinem Ohr Qualmwolken aufstiegen. Ajmal hing immer noch auf Mustafas Rücken, ließ nun vorsichtig locker und rutschte herunter auf den Fußboden. Plötzlich blieb der Bauer stocksteif stehen. Er drehte den Kopf. Hin und her. Hin und her. Der Pfeifenqualm umgab ihn wie ein Mückenschwarm. Mit unsicheren Bewegungen versuchte Mustafa, die Wolken wegzuwischen. Dann seufzte er inbrünstig, fiel nach hinten um und starb.

### 3

Die Nachtwölfe Bat und Boss fuhren trotz der niedrigen Temperaturen mit ihren Motorrädern vor. Das machte mehr Eindruck, obwohl kein Mensch auf der Straße war. Kein Wunder. Das Thermometer zeigte weit unter null. Die Männer froren wie die Schneider. Sie hatten fast zwei Stunden gebraucht. Wenigstens waren auch die kleinen Nebenstraßen geräumt gewesen. Nur hin und wieder hatte eine Schneezunge auf dem Asphalt gelegen. Wahrscheinlich das Überbleibsel einer Wehe. Vor vierzehn Tagen hatte ein schlimmer Sturm gewütet, beladen mit Kaltluft aus Russland. Merseburg war beinahe zwei Tage lang komplett zum Stillstand gekommen. Und um ein Haar war dem Hauptquartier der Motorradgang Nachtwölfe der Schnaps ausgegangen. Ein unerhörtes Ereignis.

Manuel Korn, den alle wegen seiner Vorliebe für Baseballschläger nur Bat nannten, hatte das Ruder im letzten Moment herumreißen können. Damit hatte er seinen Stand beim Fußvolk der Wölfe weiter verbessert. Nur nicht beim Boss, der natürlich merkte, dass Bat scharf auf seinen Posten war. Bernd Meier hatte es eh schon schwer. Erst erfüllte ein langjähriger Tablettenlieferant seinen Vertrag nicht mehr und

dann hatte unter seiner Führung ein Nachtwolf sogar sein Leben verloren. Nur gut, dass der kleine Danny nur ein Anwärter gewesen war, als ihn der Feldjäger erstochen hatte. Wenigstens war Bär bei dem Handgemenge mit dem Militärpolizisten am Leben geblieben, wenn auch nicht mehr zu einhundert Prozent intakt. Bär war weder übertrieben groß, oder stark, oder behaart, hieß allerdings Bertram mit Vornamen. Jetzt ging er am Stock und schielte wie ein Brunnenputzer.

Eigentlich war es keine große Sache gewesen. Die Nachtwölfe hatten den Hauptteil ihrer verschreibungspflichtigen Medikamente, mit denen sie ihre Kundschaft glücklich machten, von einem Pfleger aus dem Bundeswehrkrankenhaus Berlin bekommen. Nachdem der ausgestiegen war, musste eine alternative Quelle her, damit die Junkies nicht zur Konkurrenz abwanderten. Neben den harten Drogen sorgte der Tablettenhandel für einen nicht unerheblichen Teil der Einnahmen der Motorradrocker. Also musste ein Ersatzmann her. Den mit einer lieben Verwandten zu erpressen und so zur Zusammenarbeit zu bewegen, schien ein Kinderspiel zu sein. War es leider nicht. Am Ende hatten sie trotzdem keinen neuen Lieferanten, dafür einen wohl für den Rest seines Lebens beeinträchtigten Kameraden und einen toten Anwärter. Nein, das war nicht optimal gelaufen.

»Scheiße ist das kalt«, sagte der Boss und stieg mühsam von seiner Harley.

Er war nur schwer zu verstehen, da der frostige Fahrtwind seine Gesichtszüge im offenen Helm fast komplett hatte erstarren lassen.

»Wir hätten den Bus nehmen sollen«, stimmte ihm Bat zu.

Durch seinen Integralhelm war er zwar etwas besser gegen die kalte Luft geschützt, aber seine Triumph Daytona 955i zwang ihn in eine fast liegestützartige Sitzposition, sodass ihm die eisige Luft schön am Nacken ins Leder kroch. Bat machte ein paar gymnastische Übungen, um den Blutfluss in seinen äußeren Extremitäten wieder anzuregen. Am

schlimmsten waren die Finger dran. Vielleicht sollte er doch ernsthaft über eine BMW mit Griffheizung nachdenken. Man wird ja schließlich nicht jünger.

Langsam kehrte das Gefühl in Bats Finger zurück. Fast zärtlich zog er den nagelneuen Baseballschläger aus einer selbst gebastelten Halterung an seinem Motorrad. So etwas gab es nicht als Werkzubehör. Nachdem der alte Schläger an einem Hinterkopf zerbrochen war, wartete dieses Exemplar auf seinen ersten Einsatz, seine erste Kerbe. Der Baseballschläger lag gut in der Hand. Bat bevorzugte die Holzvariante und nicht nur, weil sie leichter als Aluminium einzukerben war. Sein alter Schläger hatte ihn über viele Jahre nicht im Stich gelassen. Dass er am Ende zerbrochen war, lag sicherlich auch an den vielen Kerben, für jeden geglückten Einsatz eine. Der neue war vom selben Hersteller, dasselbe Modell. Trotzdem gab es einen Unterschied. Manchmal war es schwer, sich von alten Sachen zu trennen.

Der Boss hatte nun endlich seinen Helm vom Schädel herunterbekommen. Das tätowierte Wolfsgesicht auf seinem haarlosen Hinterkopf hatte Gänsehaut. Der Boss war fett. Hinter seinem Rücken nannten ihn einige Fat Boy und das nicht wegen der Harley-Davidson gleichen Namens, die er fuhr. Bat hatte einmal miterlebt, wie ihn ein Besoffener offen so titulierte hatte. Das war dem Mann nicht gut bekommen. Nach Bats Wissen trug der Kerl bis heute ein Stützkorsett. Der Boss konnte trotz seiner Körpermasse erstaunlich schnell sein.

»Welche Tür ist es?«, fragte Bat.

Der Boss schaute die Reihe Eingänge des Sechsgeschossers entlang.

»Da vorne. Oberstes Stockwerk«, brummte er im Gehen und rückte das große Messer an seinem Gürtel zurecht.

Bat hatte den Dolch zwar noch nie live im Einsatz gesehen, aber Fotos vom Ergebnis. Die Schlachterlehre des Bosses war nicht umsonst gewesen. Das deutsche Handwerk hatte mit Recht einen sehr guten Ruf.

»Okay. Hoffentlich gibt es einen Fahrstuhl«, antwortete Bat.

Mit steifen Beinen folgte er dem Boss. Den Baseballschläger hatte er locker über die Schulter gelegt.

Der Boss stand schon vor den Klingelschildern und inspierte gebückt die handgekritzelten Namen. Seine Nasenspitze berührte dabei fast die Knöpfe. Natürlich würde der Boss nie zugeben, dass er langsam eine Brille brauchte. Bat schaute ihm über die Schulter und tippte auf das oberste Klingelschild.

»Da«, sagte er.

»Ich weiß«, knurrte der Boss zurück und drückte auf alle Knöpfe außer dem von Bat angegebenen.

»Ja.«

»Was?«

»Wer ist da?«

»Was 'n nu noch?«

Vier Stimmen plärrten fast zeitgleich aus der Lautsprecheranlage, als hätten sie hinter der Tür auf Besuch gelauert.

»Die Post«, säuselte Bat und sofort summte der Türöffner.

Es gab keinen Fahrstuhl. Schon nach der ersten Etage wich die Gänsehaut auf dem kahl rasierten Schädel des Bosses einem dünnen Schweißfilm. Die bluttriefenden Wolfslefen waren nun auch besser zu erkennen.

Bat war gespannt, wie der Boss vorgehen würde. Für sein diplomatisches Geschick war er nun wirklich nicht bekannt. Der Bundi, dem sie gleich einen Besuch abstatten würden, schuldete den Nachtwölfen Geld. Eine Menge Geld. Und er war mit den Zahlungen in Rückstand geraten. Nicht gut. Das war gar nicht gut. Nach dem Desaster mit den verschreibungspflichtigen Medikamenten und den Kosten für Bär's Behandlung schrumpften langsam die Bargeldreserven der Wölfe. Säumige Zahler konnten sie sich nicht leisten. Außerdem würde das Beispiel Schule machen, wenn sie dem Bundi die Zahlungspause durchgehen ließen. Strafe musste sein. Allerdings durften sie ihrem Schuldner nicht so sehr zusetzen, dass er seinen Verpflichtungen gar nicht mehr nachkommen konnte. Eine Gratwanderung. Manchmal brachte ihr Job durchaus besondere Herausforderungen mit sich. Bat

seufzte und legte den Baseballschläger von der einen auf die andere Schulter.

Im obersten Stockwerk angekommen wischte sich der Boss mit dem Oberarm Schweiß aus dem Gesicht. Sein Brustkorb hob und senkte sich schwer.

Nicht, dass wir uns bei dem ständigen Wechsel zwischen heiß und kalt noch einen Schnupfen holen, dachte Bat und griff den Schläger jetzt mit beiden Händen.

Der Boss drehte sich kurz zu ihm um. Bat nickte ihm zu und der Boss schnellte nach vorn. Sein grober Motorradstiefel traf die Wohnungstür kurz unterhalb der Klinke. Holz splitterte. Die Tür flog nach innen auf, prallte gegen die Flurwand und federte zurück. Der Boss stoppte ihre Rückwärtsbewegung mit dem Messergriff.

»Hallo! Jemand zu Hause?«, fragte Bat und schob sich am Boss vorbei.

Der Flur verzweigte sich nach rechts, links schloss sich ein großes Zimmer an. Direkt geradeaus lag eine schmale Küche. Der Boss schickte Bat mit einem Kopfnicken nach rechts und betrat selbst das Wohnzimmer linker Hand. Bat hatte gerade einen Blick in das Bad, das an die Küche grenzte, geworfen, als er die kräftige Stimme des Bosses hörte. »Wo ist das Geld, du Wichser?«

Also drehte er wieder um, lehnte im Vorbeigehen die Wohnungstür an, da sie sich im zersplitterten Rahmen nicht mehr schließen ließ und folgte dem Boss.

Das Wohnzimmer war recht geräumig und geschmackvoll eingerichtet. Über den Balkon flutete helles Sonnenlicht herein. Die Aussicht über die Eisenacher Innenstadt konnte fast schon als spektakulär bezeichnet werden. Der Bundi hatte indessen keinen Blick dafür. Er saß aufrecht in einer weiten Sofalandschaft, die die gesamte Zimmerbreite einnahm. Eigentlich kauerte er an der vorderen Ecke, wie ein Kantenhocker, der als Regalschmuck verkauft wurde. Der Bundi war schmal, aber drahtig. Wie ein Jockey. Er schaute seine Besucher aufmerksam an, ohne Angst zu zeigen. Der Boss hatte sich direkt vor ihm aufgebaut, sodass der Kleine

seinen Kopf weit in den Nacken legen musste, um ihm ins Gesicht zu schauen.

»Wo ist das Geld, habe ich gefragt?«, wiederholte der Boss.

Bat sah sich unterdessen weiter im Wohnzimmer um. Über der Sofalandschaft hingen Panzerfotos. Natürlich war Bat kein Experte, trotzdem glaubte er einen Leopard 2 Kampfpanzer erkennen zu können. Anscheinend waren es alles Aufnahmen ein und desselben Fahrzeugs. In voller Fahrt, fast komplett abgehoben, über eine Kuppe springend. In grünem Tarnfleck, die große Kanone abfeuernd. Aber auch in einer wüstenähnlichen Gegend.

»Ich habe das Geld nicht. Noch nicht«, antwortete der Bundi ruhig.

»Er hat das Geld nicht«, knurrte der Boss an Bat gewandt.

»Ich habe es gehört«, bestätigte Bat.

»Was machen wir mit Leuten, die uns verarschen?«, wollte der Boss als Nächstes von Bat wissen.

»Wir verleihen unserer Forderung mehr Nachdruck.«

»Ganz genau. Wir verleihen unserer Forderung mehr Nachdruck.«

Blitzschnell packte der Boss den Bundi an den Ohren und hob ihn von der Couch. Der Kleine hielt sich krampfhaft mit beiden Händen an den Unterarmen des Bosses fest, um so ein Abreißen seiner Ohrmuscheln zu verhindern. Der Boss stellte den Bundi kurz ab, drehte sich um und hob ihn erneut an den Ohren hoch. Wieder stützte sich der Kleine an den Armen ab.

»Wärest du bitte so freundlich?«, sagte er an Bat gewandt und drehte den Bundi in die richtige Position.

»Natürlich«, beteuerte Bat und holte mit dem Schläger aus.

Die untersten beiden Rippen der linken Seite brachen sofort. Die darüber war mindestens angebrochen. Der Boss ließ los und der Bundi fiel stöhnend zurück aufs Sofa. Mit schmerzverzerrtem Gesicht hielt er sich die lädierte Seite.

»So«, fuhr der Boss fort, »nun möchte ich meine Frage von vorhin wiederholen. Wo ist unser Geld?«

»Ich habe das Geld nicht. Noch nicht«, antwortete der Bundi im selben Wortlaut wie vor dem Schlag.

Der Boss atmete tief durch und wollte erneut nach den rot glühenden Ohren greifen, als der Bundi schnell nachschob: »Aber ich werde es haben.«

»Wann?«, fragte der Boss und ließ seine Pranken drohend über dem Kopf des Bundis schweben wie Raubvögel, die auf Beute lauerten.

»Zwei Wochen.«

Die Raubvögel stießen zu, schnappten sich die Ohren und hoben den Bundi hoch. Der schrie vor Schmerz auf, hielt sich lediglich mit der rechten Hand am Boss fest, da die andere weiter die verletzte Seite stützte.

»Eine Anzahlung«, presste er hervor. »Ich gebe euch eine Anzahlung.«

Der Boss ließ los. Der Bundi fiel auf die Seite und atmete stoßweise durch seine aufeinandergepressten Zähne.

»Wie viel?«

»Zweitausend.«

»Pff.«

Der Bundi richtete sich ächzend auf und hockte sich wieder auf die Kante. Er hielt sich jetzt noch gerader als vor dem Rippentreffer.

»Und ich zahle einen Säumnisaufschlag.«

»Wie viel?«

»Zwanzigtausend extra.«

»Zwanzigtausend?«

»Zwanzigtausend.«

»Bat, was sagst du?«

»Zeig ihm die Fotos«, schlug Bat vor.

Der Boss nickte und griff in die Innentasche seiner Lederjacke. Langsam zog er einen Stapel Fotos hervor und ließ sie auf den gläsernen Couchtisch fallen. Sie fächerten wie bei einem lang einstudierten Zaubertrick auseinander. Der Bundi warf nur einen kurzen Blick darauf und schaute erneut zum Boss hoch.

»Zwanzigtausend extra. Zwei Wochen«, sagte er bestimmt.

»Okay«, antwortete der Boss. »Wo sind die zweitausend?«

Der Bundi griff mühsam in seine Hosentasche und holte ein Bündel Geldscheine hervor. Hunderter, mit einem Gummiband zu einer Rolle gebunden. Der Boss nahm die Scheine, drehte sich um und verließ das Zimmer.

Bat blieb einen Moment stehen. Sollte er ein zweites Mal ausholen? Der Schläger hatte sich bei seinem ersten Einsatz nicht schlecht gemacht. Aber lag er nicht etwas unpräzise in der Hand? Bat musste sich erst auf seine spezielle Gewichtsverteilung einstellen. Obwohl der Unterschied nur marginal war, konnte er sich doch deutlich auf das Ergebnis auswirken, wenn man ihn nicht in den Schlag mit einkalkulierte. Vielleicht sollte er noch einmal ausholen, nur der Übung wegen.

»Bat, kommst du?«, rief der Boss schon aus dem Treppenhaus.

Also zuckte Bat mit den Schultern und verließ ebenfalls die Wohnung.

Der Bundi atmete erleichtert aus, als die beiden Motorradrocker seine Wohnung verlassen hatten. Das schickte sofort einen glühend heißen Stich durch seine linke Seite. Gebrochene Rippen waren nicht weiter dramatisch. Natürlich tat es höllisch weh. Aber sie heilten auch wieder, normalerweise ohne bleibende Beeinträchtigungen. Ein abgeschnittener Finger hingegen wuchs nicht nach und ein zertrümmertes Knie war nie mehr so beweglich wie vorher. Und wenn er sich die Fotos, die ausgebreitet auf dem Couchtisch lagen, anschaute, so war er tatsächlich glimpflich davongekommen. Das heißt, eine Schmerztablette wäre jetzt wirklich nicht schlecht. Ganz vorsichtig stand er auf, den linken Arm fest an seine Seite und die Zähne noch fester aufeinandergepresst. Mit der rechten Hand schob er die Fotos auf einen Haufen und nahm sie auf. Den Kerl, der darauf zu sehen war, hatte es übler erwischt. Er war regelrecht ausgeweidet worden. Der Bundi ging in die Küche, warf die Bilder in die Spüle und zündete sie an. Die Dunstabzugshaube lief auf Hochtouren, um den Rauch abzusaugen.



»Zwanzigtausend extra. Zwei Wochen«, wiederholte er laut und spülte die Aschreste in den Abfluss.

Es lag somit viel Arbeit vor ihm. Jeder Schritt wollte gut überlegt, bis ins Detail geplant und akribisch ausgeführt sein. Wenn alles nach Plan lief, dann konnte er die lächerlichen zwanzigtausend, mit denen er sich zwei Wochen Aufschub erkaufte hatte, ohne Weiteres verschmerzen. Geld war mehr als genug vorhanden. Doch im Moment musste es noch durch zu viele Leute geteilt werden. Nicht mehr lange.

Der Boss war erstaunlich schnell die Treppe hinuntergelaufen und wartete lässig gegen seine Harley gelehnt auf Bat. Der musste zugeben, dass der Boss die Situation nicht schlecht gemeistert hatte. Er war nur etwas enttäuscht, dass er das Messer nicht in Aktion gesehen hatte. Aber am Ende hatten sie etwas Handgeld in der Tasche und Aussicht auf einen fetten Bonus.

»Hat er uns jetzt verarscht?«, fragte Bat trotzdem.

»Lass uns erst mal was essen. Ich habe Hunger«, winkte der Boss ab und startete seine Fat Boy.

Fünf Minuten später stellten sie die Motorräder vor einem Restaurant ab, das ›Alte Schule‹ hieß und wohl mal eine gewesen war. Der rote Ziegelbau machte einen annehmbaren Eindruck, die Speisekarte auch. Und es war warm. Als sie sich gegenüber saßen, wiederholte Bat seine Frage: »Hat er uns jetzt verarscht?«

»Wenn, dann war es sein letztes Mal.«

»Wo will er denn die zwanzig Mille extra herbekommen? Er kann uns derzeit schon nicht ausbezahlen.«

»Sein Problem«, antwortete der Boss und biss in seinen Burger. Fett troff ihm in den Bart.

»Wenn wir ihm das Licht ausknipsen, kriegen wir gar nichts«, sinnierte Bat.

»Hm.«

»Und was ist mit Bibi?«, wechselte Bat unvermittelt das Thema.

Der Boss hörte kurz auf zu kauen und entgegnete dann mit vollem Mund: »Die ist dein Problem.«

»Und der Feldjäger?«

»Eins nach dem anderen. Der Feldjäger wird seine gerechte Strafe bekommen. Echt nicht schlecht, der Burger.«

Bat lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schaute dem Boss beim Essen zu. Er hatte seine Portion noch nicht angerührt. Bianca war also sein Problem. Gut zu wissen. Er würde es lösen. Doch der Feldjäger ließ ihm keine Ruhe. Dass ihnen der Drogennachschub ausging, war allerdings nicht allein sein Thema.

»Wann gibt es wieder Ware?«, bohrte er weiter.

»Ist in Arbeit.«

»Ist in Arbeit? Was ist denn das für eine Antwort? Damit halten wir uns die Junkies nicht bei der Stange!«

Bat konnte kaum glauben, was er da hörte. Der Boss hatte wohl nicht mehr alle Steine auf der Schleuder.

»Schrei nicht so rum! Die Leute glotzen schon. Ich habe die Sache im Griff. Die Ware kommt.«

»Die Ware kommt?«

»Du gehst mir vielleicht auf den Wecker!« Jetzt wurde der Boss laut. »Die Sache läuft«, fuhr er fort und zerrte dabei sein Handy aus der Innentasche seiner Lederweste. »Hier rufen die mich an. Verstehste? Die Sache läuft. Die rufen mich an, wenn die Ware da ist.«

»Na dann.«

Bat wollte es so gern glauben, aber die Zweifel blieben und waren ihm wahrscheinlich auch anzusehen.

»Zieh nicht so 'ne Fresse, sondern iss, wird sonst kalt. Wir halten unterwegs nicht noch mal an.«

Widerwillig griff Bat nach seinem Fleischbrötchen. Der Boss hatte recht. Es schmeckte wirklich nicht schlecht.